

Maury, Appenzell et les Appenzellois

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **25 (1897)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-262146>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Maury, Appenzell et les Appenzellois.

Revue chrétienne 1890, 1. April, Nr. 4. Paris, Bureau de la Revue chrétienne. Avenue de l'Observatoire 11.

Im Jahre 1867 beschrieb ein Amerikaner, Hr. Taylor, das Appenzellerland in einer amerikanischen Zeitschrift und das Jahrbuch von 1868 (II. Folge, 6. Heft) brachte eine Uebersetzung dieser heute noch mit Interesse gelesenen Arbeit. In der Revue chrétienne von 1890 veröffentlichte Herr Maury in französischer Sprache eine Abhandlung über Appenzell und die Appenzeller, die als ein hübsches Pendant zu der eben erwähnten amerikanischen wenigstens in Form einer Besprechung im Jahrbuche eine Stelle finden soll. „Es liegt ein Reiz darin, sich in einem Spiegel, den uns Fremde vorhalten, zu beschauen, und der Appenzeller ist von jeher für diesen Reiz empfänglich gewesen,“ mit diesen Worten ist die Beschreibung Taylors eingeleitet. Und ist diese Empfänglichkeit geblieben, so wird sie wohl entschuldigen, daß die Beschreibung Maury's, die uns erst längere Zeit nach ihrem Erscheinen zu Gesichte gekommen, etwas später eine Erwähnung im Jahrbuche erhält, als sie es verdient.

Herr Maury, ein Schweizer und während mehreren Jahren Pfarrer an der französischen Kirche in St. Gallen, hat zahlreiche Streifzüge in unser Land unternommen und mit dem Scharfblicke eines Welschen die charakteristischen Momente an Land und Leuten herausgefunden, die er in der vorliegenden Darstellung in feiner Sprache und mit sicherem Urtheil wiedergibt.

Der Verfasser malt vortrefflich. Voici bien la nature qui a fait l'Appenzellois. Das ist die Stimmung des Ge-

mäldeſ. Der ſchneebedeckte Säntis mit dem ſtilen Winter im Hintergrund, der Frühling, die Hügel, die Wiefen, die Blumen, eine kleine Schweiz im Vordergrund. Die helleren Farben ſtammen aus Innerrhoden, Licht und Schatten werfen in intereſſanten Vergleichen die Freiburger, die Walliſer, die Bewohner des Jura. Und mitten in ſeiner heimischen Umgebung ſteht der Appenzeller vor ſeinen Kühen und Rindern. Tout Appenzellois eſt plus ou moins vacher; nulle part nous n'en avons trouvé le type plus accompli. Man könnte darin faſt einen leiſen Tadel entdecken. Allein der Verfaſſer iſt nicht boſhaft und meint's wörtlich. Da iſt der Appenzeller: kein Poet, kein Denker, nicht ſentimental, aber ſehnig, gewohnt zu kämpfen mit der Unbill des Klimas; der Senn in gelben Hoſen, der Fabrikant, welcher Paris — wen ſonſt? — mit ſeinen reichſten Neuheiten verſieht, der Landwirt mit ſeiner Liebe zum Vieh und Tabak, auch zu den Hühnern, doch weniger, geehrteſter Herr Verfaſſer, zu den Kaninchen. Auf einer grünen Anhöhe ein Appenzellerhaus, blau, rot und gelb angeſtrichen und neben dem Sennen eine ſchöne Appenzellerin in Landeſtracht, mit violetter Schürze. Man ſieht es ihr nicht an, daß ſie den ſauren Wein liebt und eine rauhe Sprache ſpricht. Vom Zucker in der Taſche aber wird nichts verraten, leider auch nichts von den ſüßen Tönen, welche im Liede die harte Sprache vergeſſen laſſen. Und doch, — wäre der Volksgeſang nicht auch ein Beweis dafür, daß der Appenzeller äußerſt luſtig iſt? — ein Beweis, ſo gut wie der Wig, den der geehrte Herr Verfaſſer dem Pariſer Publikum weder als bon mot noch als calembour vorſtellen kann, nur als ein grobes Unbekanntes mit unverſchämter Spitze? et dont il eſt d'autant plus difficile de donner un exemple qu'il faudrait pour en rendre l'effet produire les termes de leur vilain patois. Wie ſchwer iſt es doch, ein Volk in dem zu verſtehen, was es ergötzt, ohne die Sprache zu kennen, in der ſeine Seele liegt! Mit Sym-

pathie und hoher Achtung sind dagegen — und wie wäre das bei einem Schweizer anders möglich — das Freiheitsgefühl und die politischen Einrichtungen, namentlich die Landsgemeinde, treu und anschaulich geschildert, wie's kaum ein Appenzeller vermöchte. Wer sein Andenken an die 1889er Landsgemeinde in Hundwil auffrischen will, der sehe sich diesen Typus unseres Ehrentages einmal an. Bemerkenswert ist, was dem Verfasser besonders auffiel: die leichten Tabakwolken, die ein sanfter Wind bei Beginn der Verhandlungen wegweht und der schwache Landsgemeindegesang, die „lächerliche Anhäufung“ und unendliche Verschiedenheit der Cylinderhüte, aus denen man die Geschichte dieser Kopfbedeckung von ihrem Anfang an bis auf unsere Tage rekonstruieren könnte, die willige Unterwerfung unter den Entscheid des Landammanns bei den Abstimmungen und der Landsgemeindeeid des Volkes, der den Fremden mit einem Schauer ergreift.

An den Hängen des Alpfiegels, mitten im Schnee, steht der Wanderer stille, in seiner Brust einen Nachklang von der Landsgemeinde: eine tiefe Empfindung von Freiheit und Vaterlandsliebe. *Voici bien la nature qui a fait l'Appenzellois.* Einige Blümlein hat die Sonne an einer Felsenecke hervor gelockt. Er redet sie an: „Armes Pflänzchen, was machst du hier, wie kannst du da leben, so nahe beim Schnee, der dich morgen wegfegen wird? Wozu diese Farben, die Niemand erfreuen? — Torheit der Natur! — Und ich verstand, daß es eine größere Kraft gibt als die der Natur, größer als die des Menschenherzens. . . . Die Macht, welche der Bergblume ihre leuchtende Farbe gibt und dem Bergbewohner das Gefühl der Pflicht und die Kraft demütiger Hingebung.“

Nicht umsonst holen sich die Städter so gerne Alpenblumen. Manche werfen sie wieder weg. Pfr. Maury hat sie treu gehegt. Sorgen wir nur, daß sie nicht aussterben.

E.